

Cyril Hare

*Solo für
Lucy*

Diogenes



Diogenes Taschenbu



Cyril Hare

*Solo für
Lucy*

Roman

*Aus dem Englischen
von Kurt Bracharz*

Diogenes

Titel der 1949 erschienenen
Originalausgabe: ›When the Wind Blows‹
Copyright © by The Reverend C. P. Gordon Clark
Umschlagzeichnung von
Hans Traxler

Für Arnold Goldsbrough

Deutsche Erstausgabe

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 1991

Diogenes Verlag AG Zürich

80/91/43/1

ISBN 3 257 21991 1

Inhalt

- 1 Wie man ein Programm plant 7
- 2 Einzelne Personen verlassen die Bühne 24
- 3 Am Vorabend des Konzerts 38
- 4 Die Probe 52
- 5 Auf der Suche nach einem Klarinettenisten 67
- 6 Ein unterbrochenes Konzert 79
- 7 Erster Auftritt von Trimble 88
- 8 Jenkinson 102
- 9 Gespräch mit einem abwesenden Organisten 118
- 10 Gespräch mit einem hinterbliebenen Ehemann 134
- 11 Konferenz beim Chef 148
- 12 Lunch im Club 165
- 13 Polnisches Intermezzo 177
- 14 Die Fortschritte der Schmeißfliege 188
- 15 Pettigrew schüttet sein Herz aus 207
- 16 Geschlossene Tanzveranstaltung 220
- 17 Die Wahrheit über Ventry 235
- 18 Die Wahrheit über KV 504 251
- 19 Frau Wie und Lady Warum 265
- 20 Da capo 281

Wie man ein Programm plant

Zu seiner Zeit hatte Francis Pettigrew nach einer ganzen Anzahl verschiedener Ämter gestrebt und sich um ein paar von ihnen sogar beworben. Er hatte auch nicht wenige ausgeübt, meistens ehrenamtlich. Aber das letzte, das er je für sich erwartet hätte, war das Amt des Ehrenschatzmeisters der Markshire Orchestergesellschaft.

Während er in Mrs. Bassets übermöbliertem Salon saß, dachte er darüber nach und erkannte es als eines der vielen unerwarteten Geschehnisse, die auf seine Verhehlung zurückzuführen waren – die selbst vielleicht das allerunerwartetste in seiner ganzen Karriere gewesen war. Als Junggeselle mittleren Alters, der aus Liebe eine Frau heiratete, die jung genug war, um seine Tochter zu sein, hatte er sich philosophischerweise auf eine Reihe von Überraschungen eingestellt, und sie waren dann auch tatsächlich eingetroffen. Vielleicht die größte von allen war die Leichtigkeit, mit der er den Übergang zu einem häuslichen Leben auf dem Land geschafft hatte, nachdem er so viele Jahre vom Temple (dem Londoner Sitz zweier Rechtskollegien), seinem Gerichtsbezirk und dem Club ganz in Anspruch genommen war. Dafür war im Grunde die Unterbrechung seines Berufslebens durch den Krieg verantwortlich. Es war immer ein sehr ferner und in weiter Zukunft angesiedelter Traum von ihm gewesen, eines Tages zurückzutre-

ten, sich an einem netten Ort im Süden niederzulassen (nicht allzuweit von London entfernt natürlich) und dort einer vornehmen und örtlich sehr begrenzten Praxis zu frönen, und das so lange, bis auch die treuesten Kunden ihn als hoffnungslos senil abschreiben würden. Doch die Ketten der Gewohnheit waren zu stark gewesen und die Vorahnung der Einsamkeit zu abschreckend.

Bei Kriegsende entfloh er den Fesseln des Regierungsdienstes gern, und die alte Idee schien plötzlich eigentlich ganz gut ausführbar. Hitler hatte dem Temple beinahe die Hälfte seiner Gebäude und mehr als die Hälfte seines Charmes genommen. Die Schwierigkeiten, seine Londoner Arbeit wieder neu aufzunehmen, schienen ihm, einem Mann, der vier Jahre lang ständig überarbeitet gewesen war, unüberwindlich; und er stand nicht mehr allein auf der Welt. Überdies mußte er aufrichtig zugeben, daß das Geld, das Eleanor in die Ehe mitgebracht hatte, zusammen mit den Einnahmen, die der Gerichtsbezirk abwerfen würde, die Idee eines Rücktrittes noch attraktiver gemacht hatte. Mittlerweile, zwei Jahre später, war er in der Lage, die unausgesprochene, aber offensichtliche Überzeugung seiner alten Freunde, er müsse schrecklich unglücklich sein, mit unvoreingenommenem Vergnügen zu betrachten.

Trotzdem hatte er das hier nicht erwartet, sagte er sich, während er sich in dem Raum umsah. Es hatte unschuldig genug damit begonnen, daß Eleanor ihre Leidenschaft für die Musik eingestanden hatte. Pettigrew erhob dagegen keinen Einwand. Er hatte selbst eine Schwäche für Musik, obwohl er aus Faulheit und wegen dringender anderer Interessen nie etwas zu ihrer Kultivierung getan hatte. Als

nächstes stellte sich heraus, daß Eleanor nicht nur als Zuhörerin die Musik genoß, sondern selbst eine ganz passable Violinistin war. So weit, so gut. Kein vernünftiger Ehemann konnte dagegen etwas haben, insbesondere, wenn diese untadelige Beschäftigung ausschließlich unter der skrupulös eingehaltenen Verpflichtung ausgeübt wurde, nur dann zu üben, wenn er außer Haus war. Aus all dem folgte ganz logisch, daß Eleanor innerhalb weniger Monate nach ihrer Niederlassung in Markhampton sich einen Platz unter den zweiten Geigen in der Bezirksorchester-gesellschaft eroberte. Der Ärger begann erst wirklich, als er sich selbst, ganz inoffiziell, dazu hinreißen ließ, dem Ausschuß in einem absurden vierseitigen Konflikt Ratschläge zu erteilen, in den sich die Gesellschaft mit dem Rathaus von Markhampton (als Vermieter der Stadthalle), dem Fiskus (der am Einkassieren von Vergnügungssteuer interessiert war) und der Gesellschaft für Urheberrecht verwickelt hatte. Er fand es nicht schwer, diese Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen, aber in einem unüberlegten Moment ließ er eine Bemerkung fallen, daß es dazu nie gekommen wäre, wenn die Buchhaltung der Gesellschaft in einer etwas orthodoxeren Manier geführt würde. Von diesem Moment an war sein Untergang vorherbestimmt. Seine Proteste, er verstünde nichts von Buchhaltung und seine persönlichen Unterlagen seien in einem katastrophalen Zustand der Unordnung, nützten gar nichts. Er hatte sich unabsichtlich die Reputation eines vernünftigen Geschäftsmannes erworben und entkam ihr nicht mehr. Gnadenloser Druck wurde jetzt von allen Seiten auf ihn ausgeübt, und als er erfuhr, daß Mrs. Basset, die nicht nur die

Celli des Orchesters, sondern auch einen wesentlichen Teil der Gesellschaft von Markhampton anführte, Eleanor ständig auf diese Sache ansprach, kapitulierte er. Hier war er nun, saß unbequem auf einem von Mrs. Bassets harten, glattpolierten Sofas und wartete pflichtgetreu auf den Beginn der Ausschußsitzung.

»Ich fordere den Sekretär auf, das Protokoll der letzten Sitzung vorzulesen«, sagte Mrs. Basset mit ihrer hohen, wiehernden Stimme.

Robert Dixon war der Sekretär – ein Mann mittlerer Größe in den frühen Vierzigern, mit weichem, schwarzem Haar und einem weichen Gesicht, das so vollkommen nichtssagend wirkte, daß Pettigrew immer unsicher war, ob er ihn das nächstmal wieder erkennen würde, wenn er ihn traf. Dixons Anwesenheit im Ausschuß hatte ihn beim erstenmal ein wenig überrascht. Er war zumindest offensichtlich kein Musikliebhaber in dem Sinn, wie es die anderen Mitglieder waren. Eher sogar schien er die ganzen die Konzerte betreffenden Angelegenheiten mit einer leichten Geringschätzung zu behandeln, die nicht weit davon entfernt war, beleidigend zu wirken. Aber es war wohl eine Geringschätzung, die der vollkommenen Vertrautheit mit der Sache entsprang, schätzte Pettigrew; denn mit einer vollständigen Indifferenz gegenüber der Musik als solcher ging eine überraschend intime Kenntnis des Musikgeschäfts einher. Agenten und ihre Bedingungen, die Überempfindlichkeiten der Solisten und die niedrigsten Gagen, die sie gerade noch akzeptieren würden – solche Dinge hatte Dixon in seinen Fingerspitzen. Das war natürlich höchst brauchbar, aber angesichts seiner Hal-

tung gegenüber der Sache selbst äußerst ärgerlich. Pettigrew hatte sich schon oft gefragt, wie Mrs. Basset ihn eigentlich aushielt.

Die Erleuchtung kam ihm, als er im *Debrett* der Markshire-Bezirksbibliothek etwas nachschlug, das Mrs. Basset beiläufig erwähnt hatte. Dort bestätigte sich nämlich ihre Bemerkung, daß Dixon der Großkel eines Viscount war. Das erklärte alles. In der Panzerung, die sich diese kantige ältere Dame der Welt gegenüber zugelegt hatte, gab es zwei schwache Stellen, aber nur eben diese zwei. Die eine war Snobismus – ein Snobismus von der seltenen und unangenehmen Art allerdings. Ihr behagte nicht – wie dem größten Teil der Snobs – ein echter Lord. Sie schwelgte in der feinsten Verdünnung blauen Bluts, in der entferntesten Verbindung mit dem bescheidensten Titel, und sie hatte eine unglaubliche Gabe, solche Verbindungen zu entdecken. Sie war es, und nicht etwa Eleanor, die Pettigrew enthüllte, daß seiner Frau Großonkel mütterlicherseits ein Baronet gewesen war, und sie hatte das mit der glücklichen Aura von jemandem getan, der einem ein großes Geschenk überreicht. Pettigrew gelangte zu der Einsicht, daß sie ihren Sammlerstolz darein setzte, einen Hauch von Aristokratie an unerwarteten Stellen zu bemerken, und daß sie es bei weitem vorziehen würde, den entfernten Vetter eines Peers ihrer eigenen Entdeckung zu treffen, statt beispielsweise einem Herzog direkt vorgestellt zu werden, was eine viel zu offensichtliche Sensation wäre. Andererseits hatte er noch nie zugesehen, wie Mrs. Basset einem Herzog vorgestellt wurde und konnte sich dessen folglich nicht sicher sein.

»Mr. Pettigrew! Wir warten auf den Bericht des Schatzmeisters!«

So aus seinen Tagträumen gerissen, beeilte sich Pettigrew unter Schuldgefühlen, seine Konten zu präsentieren. Da sie vorher Eleanor zu einer privaten und sorgfältigen Revision unterbreitet worden waren, passierten sie die harmlosere Prüfung durch den Ausschuß ohne Schwierigkeiten. Als er sich dieser Pflicht entledigt hatte, wollte er eigentlich ein Nickerchen halten, nachdem ein Blick auf die Tagesordnung bewiesen hatte, daß seine Anwesenheit für den Rest des Treffens von rein dekorativer Natur sein würde. Aber ein weiterer Blick durch die offene Tür in Mrs. Bassets Speisezimmer hatte eine vielversprechende Ansammlung von Erfrischungen für diejenigen, die durchhalten würden, gezeigt, und außerdem versprach es ein gewisses Vergnügen, einfach sitzen zu bleiben und die Bewohner dieser seltsamen Welt, in der er sich hier eingefunden hatte, zu beobachten. Er entschied sich fürs Bleiben.

»Programm für die Konzertsaison«, kündigte Mrs. Basset wichtig an. »Mr. Evans –«, ihre scharfen Gesichtszüge glätteten sich merklich, »was für Vorschläge haben Sie für uns?«

Die Aristokratie war die eine der beiden Schwächen Mrs. Bassets, Clayton Evans, der Gründer und Dirigent des Orchesters, war die andere. Sie huldigte ihm mit einer unkritischen Anbetung, die bei jemandem weniger Schreckerregendem lächerlich gewesen wäre. Für ihn arbeitete sie wie eine Sklavin im Interesse der Gesellschaft, verführte ganze Scharen ihrer widerstrebenden Bekannten

zu Spenden und verfolgte jedes musikalisch aktive Mitglied, das eine Probe versäumte, mit ihrem Grimm. Seinetwegen ertrug sie lange Übungsstunden, bis sie sich durch eisernen Willen in eine ganz passable Cellistin verwandelt hatte. Sein leisester Wunsch war ihr Befehl, und ein Wort der Zustimmung verschaffte ihr eine wahre Ekstase. Vor allem aber sah sie ihre Mission darin, sich zwischen ihr Idol und jede Belästigung von außen zu stellen, eine Aufgabe, die sie mit schrecklicher Effizienz erfüllte.

Pettigrew dachte sich, daß man fairerweise zugeben müßte, daß Evans ein würdigeres Objekt solcher Bewunderung war, als es Witwen mittleren Alters normalerweise ausfindig zu machen imstande waren. Er war eine beeindruckende Gestalt, wie er in seinem Armstuhl in der Mitte der Gruppe saß, den kuppelförmigen Kahlkopf auf die Brust gesenkt, die langen Beine vor sich ausgestreckt. Kurzsichtig durch die unglaublich dicken Linsen seiner Brille blinzelnd, sah er sich um. Wie weit Evans von völliger Blindheit eigentlich entfernt war, darüber wurde von den Orchestermitgliedern gerne spekuliert. Es war ziemlich sicher, daß sein Blick vom Dirigentenpult aus nicht weiter reichte als bis zu den ersten beiden Streicherplätzen, und seine Angewohnheit, Freunde auf der Straße nicht zu erkennen, war sprichwörtlich. Andererseits schien er Noten mit unheimlicher Sicherheit lesen zu können, wobei man aber mutmaßen konnte, daß das bis zu einem gewissen Grad eher auf einem phänomenalen Gedächtnis als auf dem, was er vor sich liegen sah, beruhte. Da das Orchester sich äußerst selten an moderne Werke wagte, konnte man das nicht einwandfrei klären. Der we-

sentliche Punkt war aber, daß Evans sowohl durch Übung als auch vom Temperament her ein Musiker hohen Grades war. Durch seine Behinderung von jeder Karriere anderswo ausgeschlossen, widmete er sich dem musikalischen Leben dieses Bezirks. Die Einwohner von Markshire nahmen ihn, wie man erwarten konnte, als selbstverständlich hin und waren überrascht, wenn Besucher von außerhalb sich über ihr Glück äußerten, einen so guten Dirigenten zu haben.

Evans zog einige Papiere aus einer Tasche seines ausgebeulten Anzugs und hielt sie sich dicht vor die Nase.

»Ich nehme an, daß wir auch diese Saison unsere üblichen vier Konzerte geben«, sagte er mit seiner dünnen, klaren Stimme. »Zwei vor und zwei nach Weihnachten.«

Ein allgemeines Gemurmel der Zustimmung erhob sich.

»Ich habe vorläufig die Stadthalle für den ersten Donnerstag im November gemietet«, sagte Dixon. »Das sollte gerade richtig sein für den ersten Konzertermin.«

»Sehr gut. Weiter nehme ich an, daß unsere Abonnenten bei jedem Konzert noch so etwas wie einen Solisten erwarten.«

»Die Leute kämen in keinem anderen Fall«, bemerkte Miss Porteous mit einem Seufzer. Sie war eine etwas plumpe, rosige junge Frau, eine ausgezeichnete Violinistin, aber ewig und unvernünftig pessimistisch, worum auch immer es ging.

»Ja, wir brauchen eine Zugnummer«, sagte Evans in resigniertem Ton. »Ich würde eine Geige für das erste Konzert vorschlagen – vielleicht Lucy Carless. Sie sagte mir, sie würde bis dahin wieder in England sein.«

Der Name Lucy Carless, den Pettigrew von Konzertanzeigen kannte, stieß auf nahezu einstimmiges Einverständnis. Die einzige Person, die zuzustimmen zögerte, war unerwarteterweise Mrs. Basset. Sie schürzte ihre Lippen, hob die Augenbrauen und lehnte sich dann zu Dixon. Pettigrew, der neben diesem saß, bekam einen schnellen Wortwechsel mit, ohne ihn richtig zu begreifen.

»Sind Sie sicher, daß es Ihnen nichts ausmacht, Mr. Dixon?«

»Ausmachen? Mir? Ist mir völlig gleichgültig.«

»Lucy Carless!« sagte Mrs. Basset, etwas zu bereitwillig, indem sie sich Evans zuwandte. »Das wird großartig! Und was wird sie spielen?«

»Oh, Beethoven, Mr. Evans!« rief Miss Porteous sehnsüchtig. »Bitte, etwas von Beethoven!«

»Immer mit der Ruhe!« ertönte die kräftige Stimme von Mr. Ventry aus einer anderen Ecke des Raumes. »Wir hatten Beethoven erst vorletztes Jahr. Es gibt auch noch andere Komponisten, wissen Sie.«

Evans kümmerte sich um keinen der beiden Einwürfe. »Wir sind ein bißchen spät dran für das Mendelssohn-Gedenkjahr, aber besser zu spät als nie. Lucy spielt das Mendelssohn-Konzert ganz passabel. Wir werden es damit versuchen.«

»Ich frage mich, ob die Leute heutzutage gerade Mendelssohn hören wollen«, begann Miss Porteous ihre Zweifel loszuwerden, aber Mrs. Basset schnitt ihr das Wort ab.

»Unsinn, Susan. Vielleicht mögen sie es nicht, sie sollten

aber. Und sie werden ohnehin kommen, um Lucy Carless zu hören.«

»Mendelssohn wird ihr nicht zuviel abverlangen«, fuhr Evans fort, »deshalb werde ich sie bitten, nach der Pause ein paar Soli zu spielen. Das bedeutet, ein Werk weniger für das Orchester zu proben – und ich möchte nicht, daß wir dieses Jahr zu wenig proben, wenn es geht.«

»Aber ja, ja!« formulierte Mrs. Basset ihre völlige Zustimmung.

»Das bedeutet, daß man für einen Begleiter zahlen muß«, strich Miss Porteous heraus.

»Das sollte kein Problem sein«, bemerkte Evans. »Ich weiß nicht, wer sie derzeit begleitet.«

»Lawrence Sefton«, erwiderte Dixon prompt. »Er sollte eigentlich billig sein. Sie hat ihm nie viel gezahlt und zahlt ihm jetzt gar nichts mehr. Sie hat ihn letztes Jahr geheiratet.« Dieser Gedanke schien ihm düsteres Vergnügen zu bereiten.

»Das wäre also das«, fuhr Evans fort. »Um zum Ende zu kommen – ich schlage vor, wir geben Mozarts Prager Symphonie.«

»Oh, die Prager!« warf Mrs. Roberts (Geige) ein und sagte damit zum erstenmal etwas. »Das ist die, die so geht: Da-di-da-da, pom-pom, nicht wahr?«

»Nein«, sagte Evans freundlich. »Das ist sie nicht. Aber sie ist dieser ziemlich ähnlich und durchaus innerhalb unseres Spielvermögens.« Indem er die Zustimmung des Ausschusses für gegeben annahm, sprach er weiter: »Alles, was wir jetzt noch brauchen, ist ein kurzes Stück für den Anfang.« Er machte eine Pause und spähte in eine